

HEYNE <

ROBERT KIRKMAN'S
THE WALKING DEAD

EIN GANZ NORMALER TAG IM BÜRO



EINE STORY ZUR BLOCKBUSTER-KULTSERIE

JAY BONANSINGA

Das Buch

In einer Novemhernacht geschieht das Udenkbare in dem kleinen Städtchen Woodbury: Eine gigantische Horde Untoter brandet wie ein Tsunami gegen die Stadtmauer und reißt sie nieder. Binnen Minuten sind die Beißer überall und fallen über die hilflosen Einwohner her. Ein Mann nutzt die Situation, um die Kontrolle über Woodbury an sich zu reißen: Brian Blake – den bald alle nur noch den Governor nennen ...

Jay Bonansinga und Robert Kirkman beleuchten in dieser einzigartigen Story einen schicksalhaften Moment, der für die Ereignisse in den THE WALKING DEAD-Romanen von entscheidender Bedeutung sein wird.

Die Autoren

Jay Bonansinga studierte Filmwissenschaften am Columbia College in Chicago und zählt heute zu den vielseitigsten Thriller- und Horrorautoren der Gegenwart. Gemeinsam mit *The Walking Dead*-Erfinder Robert Kirkman arbeitet er an den Romanen zur Erfolgsserie. Jay Bonansinga lebt mit seiner Familie in Evanston, Illinois.

Mehr auf:

Jay Bonansinga
Robert Kirkman's
The Walking Dead
Ein ganz normaler Arbeitstag

Story

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
JUST ANOTHER DAY AT THE OFFICE – A WALKING DEAD SHORT
Aus dem Amerikanischen von Wally Anker

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Deutsche Erstausgabe 10/2016
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Copyright © 2012 by Robert Kirkman, LLC
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Covergestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

ISBN: 978-3-641-20344-3
V001

An einem kühlen Novembernachmittag um genau 16 Uhr und 34 Minuten zentraler Standardzeit – derselbe Tag, an dem Gene Gavins Amtszeit als stellvertretender Bürgermeister von Woodbury wegen Befangenheitsvorwürfen zu einem abrupten Ende kommt – erreicht die führende Schar von Beißern den äußeren Verteidigungswall, der ungefähr eineinhalb Kilometer westlich von Woodburys Marktplatz verläuft. Die hölzerne Barrikade gibt nach wie ein zarter Wellenbrecher, der einem Tsunami standhalten soll, und stürzt unter dem Gewicht der zahllosen Untoten ein, die stumpf auf sie eintreten, mit den Fingern nach ihr krallen, sich planlos an den Latten entlangdrücken und dagegenstemmen.

Auf der anderen Seite der Barrikade laufen Menschen umher. Der Lärm brechenden Holzes – ein abscheuliches Knackgeräusch – ertönt über den Dächern. Schreie hallen durch die Luft.

Auf einmal zerbricht der gesamte Verteidigungswall entlang der südlichen Grenze mit einem lauten, massiven, dumpfen Schlag, der die Grundfeste der Stadt erzittern lässt. Mit ihm werden Punktfundamente aus dem Boden gerissen und Gewitterwolken aus Staub und Erde in die Luft geworfen.

Einen Augenblick später spucken die Schwaden umherstolpernde Kreaturen aller Varianten aus. Sie erscheinen wie Phantome aus dichtem Nebel. Zerfetzte Arme sind in die Seiten gestemmt, groteske Schädel wackeln auf dünnen Hälsen, Mäuler kauen gierig vor sich hin. Langsam breiten sie sich fächerartig aus. Türen werden in Schlösser geworfen. Gewehrläufe erscheinen aus offenen Fenstern in den oberen Stockwerken und stoßen Feuer und Rauch aus. Die Menschen suchen hektisch Schutz. Der Lärm der Schüsse ertönt von allen Seiten, während die Horde Zombies immer näher kommt.

Einige der Beißer ziehen verstümmelte und halbverweste Beine wie schwere, an Ketten hängende Metallkugeln hinter sich her. Andere humpeln mit offenen Bauchhöhlen und heraushängenden Gedärmen auf Eingänge zu. Einer der Einwohner Woodburys, ein älterer Mann, der sich gerade noch vor dem Gerichtsgebäude aufgehalten hat, findet sich plötzlich in einer Sackgasse wieder und ist von dem Ansturm umzingelt. Als er versucht, sich durch die Menge zu kämpfen, um wieder ins Freie zu gelangen, stolpert er und verstaucht sich den Knöchel. Die Zombies werfen sich schwarmartig auf ihn.

Schrille, mädchenhafte Schreie entfahren dem alten Kauz, als zwei Beißer sich über ihn herzumachen beginnen – der zu seiner Linken kaut sich durch den festen Stoff seiner Hose, um die Zähne dann durch den dicken Hintern in die darunterliegenden Knochen zu versenken, während der andere sich seiner Hauptschlagader widmet, um sich an der blutroten Fontäne des Lebenssafts zu laben.

Innerhalb weniger Sekunden ist der alte Mann nur noch ein bebender, zuckender Haufen Fleisch, aus dem Körperflüssigkeiten sprudeln. Die Monster teilen sich jetzt sein Gesicht.

Innerhalb kürzester Zeit ist die Stadt überlaufen. Die stinkenden Gruppen von Beißern füllen jeden Eingang, jeden Vorgarten, jede Gasse, sämtliche Rasenflächen, Bürgersteige, Parkplätze

und bevölkern alle Ecken und Winkel der Stadt. Sie rempeln sich gegenseitig an, kratzen an Fenstern und stöhnen in ihrem unstillbaren Bluttausch atonal laut auf. Einige von ihnen gehen in dem Kugelhagel, der um sie herum tobt, zu Boden. Gehirnfetzen verteilen sich wie mit einer Airbrush-Pistole aufgetragen auf den Backsteinwänden und verbarrikadierten Eingängen. Andere werden von Querschlägern oder Fehltreffern in den Beinen oder im Oberkörper getroffen, aber sie humpeln weiter, zucken lediglich kurz beim Einschlag wie ein Pferd beim Kribbeln einer Fliege. Schon bald geht den Einwohnern die Munition aus.

Der Gestank breitet sich wie eine Gewitterfront aus und erstickt den Nachmittag in einer säuerlichen Mischung aus Eiter, menschlichem Unrat und ranzigem Protein. Die kollektive Kakophonie Tausender toter Stimmbänder übertönt mit ihrem dissonanten Stöhnen, das dem Summen eines riesigen Bienenstocks gleicht, sämtliche anderen Geräusche.

Mitten in diesem gigantischen Gemetzel irrt ein kleiner Junge eine menschenleere Hintergasse im Nordwesten der Stadt entlang. Er ist fünf, vielleicht sechs Jahre alt und trägt einen Trainingsanzug, der mit Thomas der kleinen Lokomotive bedruckt ist. Barfuß schleicht er voran, drückt sich ein mottenzerfressendes Laken gegen die Wange und nuckelt am Daumen. Er ist vor Schreck wie gelähmt und weiß nicht mehr, was er tun soll. Ein unbeteiligter Beobachter könnte meinen, einen Schlafwandler zu sehen.

Eine dunkle Gruppe Untoter taucht plötzlich hinter ihm auf. Drei Erwachsene in zeretzter Kleidung und mit entstellten Fratzen sowie vier Teenager, deren Köpfe in unnatürlichen Winkeln von den Hälsen hängen, richten ihre zinnfarbenen Augen auf das kleine menschliche Geschöpf.

Der Junge wandelt weiter, bemerkt kaum die Beißer, die sich ihm langsam nähern. Er ist von seinen Eltern getrennt, benommen, vollkommen verwirrt und setzt mit dem ans Gesicht gepressten Laken und dem Daumen im Mund wie in Trance einen Schritt vor den anderen.

Er geht auf eine menschenleere Kreuzung zu und hält inne. Als ob er auf einmal aus einem Albtraum aufwacht, blinzelt er und blickt sich um. Er hört das träge Schlurfen und verstümmelte Stöhnen hinter sich, dreht sich langsam um und starrt in die milchigen Augen der Monster.

Der Junge stößt einen herzerreißenden Angstschrei aus. Einer der Beißer versucht ihn zu greifen, aber der Kleine eilt davon und schafft es beinahe bis zu einer Nebengasse, als auf einmal zwei weitere Zombies aus dem Schatten eines Hauseingangs stolpern. Kreischend weicht er auch den neuen Angreifern aus, gerät ins Stolpern und fällt dann zu Boden. Das Laken flattert in der Luft, ehe es in einer dreckigen Pfütze landet.

Jetzt ist der kleine Junge umzingelt. Er legt sich auf den Rücken. Vor Grauen und Furcht wie gelähmt, schafft er es nicht einmal mehr, um Hilfe zu schreien, sondern liegt einfach nur da und starrt auf die Gruppe Untoter, die sich über ihm aufbaut, ihre schartigen schwarzen Mäuler öffnet und schließt und im unersättlichen Bluttausch die Arme nach ihm ausstreckt.

Der plötzliche Kugelhagel aus einem Maschinengewehr erinnert das Kind an das Geräusch der Kettensäge seines Vaters.

Als panzerbrechende Munition in ihre Schädel zischt, halten die Angreifer wie auf

Kommando inne. Die Geschosse treten in Schwaden aus Blut und Gehirngewebe wieder aus ihren entstellten Gesichtern aus. Ehe die Zombies einer nach dem anderen zu Boden gehen, werden sie von weiteren Geschossen in die Beine, Oberkörper und Wirbelsäulen getroffen, sodass sie erzittern und einen bizarren Totentanz, einen makabren Boogaloo inmitten des Blutnebels aufführen.

Dann fallen sie wie Dominosteine um, und der Junge erspäht vier Männer mit Maschinengewehren, die auf ihn zustürmen.

«Schau nach, ob er gebissen wurde!«, ruft ein schlanker Erwachsener, als sie näher kommen. Seine Haare sind rabenschwarz, und er ist so schlaksig und drahtig, dass er aussieht, als sei er aus gehämmertem Stahl geformt.

Ein Mann mit einem Halstuch auf dem Kopf kniet sich neben den kleinen Jungen. »Es geht ihm gut, sie haben ihn nicht erwischt!«

«Bring ihn in Sicherheit«, befiehlt der schlaksige Mann mit den schwarzen Haaren. »Und komm dann nach. Wir sind beim Wall.«

Jetzt begreift auch dieser traumatisierte kleine Junge, dass der drahtige Mann mit den rabenschwarzen Haaren der Anführer der Gruppe ist. Seine Augen glänzen von einer unheimlichen magischen Macht, die das Kind wiedererkennt.

Vielleicht ist er ein Engel.

Oder ein Dämon.

Philip Blake dreht sich um und geht wieder in die Richtung, aus der er gekommen ist. Seine Lakaïen, Gabe und Bruce, flankieren ihn und müssen rennen, um mit ihm mitzuhalten. Jeder hat ein Maschinengewehr in den Händen und Extramagazine voll Munition an den Gürtel gehängt. Sie halten nicht inne, um den einen oder anderen umherwandelnden Zombie abzuknallen, sondern verfolgen einen größeren Plan.

Die kleine Gruppe arbeitet sich zum Ground Zero vor, an dem die Barrikade den Unmengen von Beißern nachgegeben hat. Auf dem Weg stoßen sie auf immer mehr Untote. Philip hat rasch gelernt, dass die beste Art, seine TEC-9 zu benutzen, nicht der gezielte Kopfschuss ist. Dafür hat er noch zu wenig Übung mit einem Maschinengewehr, um bei einem sich bewegendem Ziel mitten ins Schwarze zu treffen.

Nein, das Beste ist, eine Salve in *unmittelbarer Umgebung des Schädels* zu platzieren.

Er erhält eine weitere Chance, seine neue Verfahrensweise auszuprobieren, als eine Gruppe Beißer sich ihm kurz vor einer Kreuzung am nördlichen Ende der Straße in den Weg stellt. Ohne innezuhalten, richtet er den Lauf seiner Waffe auf ihre Oberkörper und zieht dann am Hahn, um vier kurze Salven abzufeuern, die in Richtung Zombies schießen.

Ihre schlaffen Körper zucken zusammen und führen einen Totentanz auf, als die obersten Kugeln sich in ihre Schädel bohren. Eine pinke Wolke nach der anderen wird auf die Baumstämme hinter den Beißern gemalt.

Sie gehen wie Dominosteine zu Boden – schneller und sauberer als in jeder Schießbude.

Philip eilt um die Ecke und stößt auf eine weitere Ansammlung von Beißern – Dutzende von ihnen, die die ganze Breite der Straße einnehmen. Philip und die beiden anderen Männer

stellen sich breitbeinig auf, werfen ihre leeren Magazine zu Boden, stecken neue ein, laden durch und lassen ein Höllenfeuer los.

Die Straße verwandelt sich augenblicklich in eine grausame Tanzveranstaltung zuckender Hirnschalen.

«Der Verteidigungswall bleibt so, wie er ist. Habt ihr mich verstanden? Keiner rührt ihn an, bis ich es euch sage!«, brüllt Philip hinter der geschlossenen Ladeklappe von Martinez' ramponierten SUV, der in einer Ecke des kaputten Walls steht. Der Wagen ist mit Waffen und Munition aus einer Wachstation der Nationalgarde vollgestapelt. Philip wühlt durch die Maschinengewehre, um sie den Einwohnern Woodburys auszuhändigen. Er dreht sich um und wirft einem Vater mittleren Alters, der hinter dem Wagen steht, eine Waffe zu.

«Und was soll sie davon abhalten, uns völlig zu überrennen?«, will der Vater von ihm wissen. Der Radau von Maschinengewehrsalven hallt von den Gebäudewänden hinter ihnen wider und unterbricht ihre Unterhaltung. Der Vater zuckt bei dem Lärm zusammen.

Eine Reihe schwerbewaffneter Männer hat sich um den SUV versammelt und hält die Beißer in Schach. Die Stadt ist jetzt wieder dicht. So dicht, dass nicht einmal eine Kakerlake eindringen kann.

Philip geht auf den Vater zu und klopft ihm auf den Rücken. »Haltet die Beißer einfach fern von euren Häusern ... und überlasst mir den Verteidigungswall.«

Martinez schließt zu den beiden auf und schiebt ein neues Magazin in seine M4. Sein dunkelhäutiges Gesicht unter dem Halstuch ist schweißüberzogen vor Stress. »Und wie genau stellst du dir das vor?«

Philip wirft ihm einen Blick zu. »Ist der südliche Wall noch in Ordnung?«

«Ja, soweit ich weiß ... Die Busse und Lastwagen stehen noch immer da und halten uns die Beißer vom Leib ... Wir können allerdings auch nicht raus.«

«Gut. Du kennst doch die Tankstelle auf dem Hügel dort hinten – kurz hinter der Barrikade?«

«Die beim Radioturm?«

«Genau die.«

«Was soll mit ihr sein?«

«Gib mir fünf Minuten«

«Was willst du innerhalb von fünf Minuten anstellen?«

Philip nickt in Richtung der Straße, auf der es tobt. »Beschäftige einfach die Beißer. Ich will, dass sie in fünf Minuten alle auf dem Marktplatz sind, während ihr euch in den Gebäuden verschanzt. Dann ist es nämlich an der Zeit, die Köpfe einzuziehen. Hast du verstanden?«

Martinez starrt Philip einen Augenblick lang an. »Wir werden unser Bestes geben.«

Philip nickt ihm zu, geht um den Wagen zur Fahrertür und steigt ein.

Der Motor heult laut auf, die Hinterreifen finden Halt, und der SUV schießt davon.

Während der nächsten fünf Minuten – Martinez verbringt einen Großteil der Zeit damit, nervös auf seine Uhr zu schauen – verbrauchen die wackeren Einwohner Woodburys fünfzehnhundert panzerbrechende Vollmantelgeschosse. Die behelfsmäßige Miliz besteht aus

elf Männern und zwei Frauen. Die meisten von ihnen sind Eltern am Ende ihrer Nerven – ehemalige Kleinbürger, deren Augen halb vor Furcht und halb vor Wahnsinn leuchten.

Dreißig Magazine mit 5,5-Millimeter-Patronen aus der Wachstation der Nationalgarde werden über die freien Flächen und in Gassen verstreut und bohren sich in dicht zusammengestellte Gruppen von Beißern, die sich in der Nähe der Arena zusammengefunden haben. Sie fliegen entlang der Bürgersteige und an den Schaufenstern der Läden vorbei, um auch die letzten Zombies aus ihren Verstecken zu locken und auf den Marktplatz Woodburys zu treiben. Seitenstraßen sind mit Autos blockiert und Tore geschlossen. Die Zombies lassen sich wie eine Herde Schafe lenken.

Als sie endlich Bewegung bei den Zombies bemerken, überschlägt Martinez, dass bereits viereinhalb Minuten vergangen sind. Die Hauptstraße, die mitten durch Woodbury führt, ist jetzt von einem virtuellen Stau wandernder Leichen ergriffen. Sie stehen an allen Kreuzungen, wandeln in der ihnen eigenen, langsam-debilen Art dahin und recken die Häse zu den Dächern hoch, von denen der Lärm von Maschinengewehrsalven gen Himmel steigt.

Es sind mehr oder weniger genau fünf Minuten verstrichen, und Martinez klettert eine Feuerleiter hinauf. Der Gedanke, dass der Fremde mit den dunklen Haaren nicht irgendetwas in die Hand genommen, sondern stattdessen die Flucht ergriffen hat, breitet sich allmählich in seinem Verstand aus. Vielleicht hat er sie ja beschissen und wollte eigentlich nur einen guten SUV und all die Waffen aus der Nationalgardisten-Station.

Plötzlich dringt eine elektrisch verstärkte Stimme an Martinez' Ohren.

»YYYYYOOOOOOOOOOHHHHHHOOOOOOOOOOOOOOOOOOOO!!!«

Philip Blake steht auf dem Dach des noch laufenden SUVs, den er keine zweihundert Meter von dem überrannten Verteidigungswall entfernt vor der Marathon-Tankstelle abgestellt hat. Seine Hose flattert im Wind, und die strahlende kalte Sonne spiegelt sich in seinen Augen wider, als er in das Megaphon brüllt, das seine Helfer wahrscheinlich als nützliches Mittel zur Kontrolle der Massen in den SUV geworfen haben.

»KOMMT, UND HOLT MICH, IHR HIRNLOSEN, STINKENDEN, IDIOTISCHEN WICHSER!!«

Die batteriebetriebene Flüstertüte kratzt, übersteuert und quietscht, denn er hat die Lautstärke voll aufgedreht. In der Ferne sieht Philip die ersten Scharen Untoter, die sich zu ihm umdrehen und auf ihn zustolpern. Es sind nur zwanzig oder dreißig an der Zahl, die dem Lockruf seiner Stimme folgen. Er beginnt auf dem Dach des Wagens auf und ab zu springen und mit seiner freien Hand in der Luft herumzufuchteln, während er mit der anderen erneut auf den Sprechknopf des Megaphons drückt.

»ICH WERDE JEDEM EINZELNEN VON EUCH BESCHEUERTEN ARSCHLÖCHERN INS HIRN FICKEN!!«

Es werden immer mehr. In der Ferne, jenseits des von Bulldozer-Spuren zerfurchten, brachliegenden Grundstücks neben einer Baustelle, folgt jetzt eine riesige Menge den ersten zwanzig oder dreißig Anführern in einem Abstand von einem halben Häuserblock. Es sind

Hunderte an der Zahl in allen nur erdenklichen Zuständen der Verwesung und Größen. Einige von ihnen sind von Kugeln durchlöchert, andere ziehen ihre Eingeweide hinter sich her.

»YYYYYYYYYOOOOOOOOOOHHHHHHOOOOOOOO!! SO IST ES GUT!! KOMMT ZU PAPA, DAMIT ICH EUCH ALLEN EURE STINKENDEN SCHÄDEL ABREISSEN UND IN EURE HÄLSE KACKEN KANN!!«

Es dauert lediglich eine Minute, ehe die gesamte Horde einen atemberaubenden Exodus aus Woodbury vollführt. Hinter den ersten Hundertschaften von Beißern erscheinen immer mehr – vielleicht Tausende. Es sind so viele, dass das menschliche Auge sie alle gar nicht wahrnehmen kann. Das Gedränge humpelt und stolpert Richtung Tankstelle, und der Anblick gleicht einer ausgehungerten und an Kriegsneurose leidenden Armee, die auf dem Heimweg ist. Der Lärm ist kaum fassbar – eine Welle aus wildem Gestöhne, die zu einem gurgelnden Getöse anschwillt. Nur der Gestank ist schlimmer, und der unglaubliche Pesthauch der Verwesung legt sich über die Umgebung wie eine schwarze Flut.

Philip zieht seine .45-Kaliber-Pistole aus dem Gürtel und wirft ein neues Magazin ein.

Die ersten Zombies haben die Tankstelle bereits erreicht und wandeln wie schlaftrunken auf den SUV zu.

Vom Dach aus schießt Philip eine Kugel in den Schädel des ersten Beißers, reißt ein Loch in den Knochen und schickt ihn zu Boden. Der zweite streckt schon die Arme nach ihm aus, ehe Philip auch ihm den Garaus macht. Gehirnfetzen klatschen gegen die Seite des SUV und bespritzen den Innenrist von Philips Stiefel. Mehr und immer mehr erreichen jetzt das Auto und recken die Arme Richtung Dach. Philip leert das gesamte Magazin und lässt einen Kopf nach dem anderen explodieren, ehe er sich an die eigentliche Arbeit macht.

Er schwingt ein Bein durch das offene Fahrerfenster, lässt sich auf dem Sitz nieder, schließt das Fenster, wirft das leere Magazin aus seiner Pistole und schnappt sich ein neues, das auf dem Beifahrersitz neben ihm bereitliegt. Er wirft es ein, entsichert die Waffe und mustert dann die Zombiemeute, die jetzt die gesamte Tankstelle in Beschlag genommen hat.

Der SUV wird von der immer größer werdenden Menge hin und her gerüttelt. Sie überfluten das gesamte Gelände wie eine Schar verwesender und verschimmelnder Lemminge auf der Suche nach der Stimme, die einer Kriegsfanfare gleicht. Philip hupt.

Innerhalb weniger Sekunden ist ihre Zahl derart angeschwollen – die Tankstelle wimmelt nur so von ihnen, und sie umzingeln Philips SUV –, dass das Tageslicht kaum noch bis zu ihm vordringt. Fettige Finger und schleimige Lippen schmieren über die Fenster. Einige schaffen es, mehr aus Zufall als Absicht, auf die Motorhaube zu klettern. Bleiche graue Fratzen mit pupillenlosen Augen drücken gegen die Windschutzscheibe. Die Symphonie aus gegurgeltem Stöhnen – durch die geschlossenen Fenster gedämpft – lässt die Luft vibrieren, dringt schließlich bis zu Philips Ohren vor und lässt ihm die Haare zu Berge stehen.

Er hupt unablässig weiter, bis es den Anschein hat, dass der SUV unter einer zitternden und wogenden Gebärmutter aus totem Fleisch begraben ist. Wie die Flanken rottender Rinder pressen sich die zerfetzten Rippen der Leichname in einer Farbenpracht aus Violett, Rosa, Ochsenblutrot und tiefstem öligem Schwarz gegen das Glas. Verfilzte Haare voll geronnenen

Bluts, brüchige Fingernägel und geschwärzte Stumpen unfreiwilliger Amputationen – alles drängt sich gegen die Scheibe. Der Anblick und die Geräusche würden jeden normalen Menschen in den Wahnsinn treiben, und selbst Philip, der in diesem Augenblick völlig konzentriert in seiner eigenen hermetisch abgeriegelten Welt lebt, verspürt die ersten kalten Winde der Tollheit um sein Hirn streichen. So muss man sich den Jüngsten Tag vorstellen. In seinen Gedanken sieht er bereits, wie er sich den Lauf seiner .45er in den Rachen steckt, um dem Ganzen ein Ende zu machen. Aber er hat etwas anderes vor.

Philip reißt am Schalthebel, legt Drive ein und tritt so hart auf das Gaspedal, dass er das Metall verbiegt.

Der SUV ballert vorwärts.

Die Kühlerhaube walzt eine Reihe Untoter nach der anderen platt, ehe die Hinterreifen inmitten des ganzen Schleims und Fetts und sonstigen menschlichen Gewebes unter der Karosserie durchdrehen. Philip lässt nicht vom Gas ab. Der Wagen beginnt zu schlingern. Der Motor heult auf. Plötzlich finden die Reifen wieder Halt, und der Wagen schießt nach vorne und reißt hunderte Beißer auf dem Weg aus der Tankstelle mit sich.

Als er auf der Straße ankommt, steigt Philip in die Eisen, dreht sich um und feuert durch die Heckscheibe. Die ohrenbetäubenden Explosionen im Auto lassen Philips Ohren unbarmherzig klingeln, während er den Lauf seiner Pistole auf vier winzige, spiralförmige Objekte richtet, die auf dem Boden neben den Zapfsäulen liegen. Er kann sie vor lauter Zombies, die auf dem Tankstellengelände herumtorkeln, kaum ausmachen. Nur wenige Augenblicke zuvor noch hat Martinez ihn über die leichte Entzündlichkeit dieses Sprengstoffs aufgeklärt, und Philip haucht ein letztes Stoßgebet.

Dann drückt er weitere vier Male kurz nacheinander ab – so viele Kugeln hat er noch im Magazin. Die Kugeln treffen auf den Boden, und die Funken reichen aus, um die Sprengzünder bei den Zapfsäulen zu aktivieren.

Die erste Explosion erhellt die Umgebung wie ein Stroboskop. Ihr folgen drei weitere Detonationen der flexiblen Plastikschläuche, die mit Pentaerythrittetranitrat gefüllt sind (zumindest steht es so auf der Verpackung, gleich neben den Gebrauchsanweisungen). Trümmer und Schutt fliegen durch die Luft, und eine kleine Gruppe Zombies, die sich in der unmittelbaren Nähe befindet, wird gegrillt. Als diese ersten Blitze der Sprengkapseln den Himmel erhellen, tritt Philip erneut aufs Gaspedal, und der SUV schießt mit einem Ruck davon.

Er schafft es, sich weit genug von der Tankstelle zu entfernen, wobei er weitere Reihen von Zombies umpflügt, ehe er zu genau dem Zeitpunkt über das Baugelände fährt, an dem die zweite Welle Explosionen des C-4-Plastiksprengstoffs, den er an die Zapfsäulen montiert hat, die Luft erschüttert. Die Wucht der Detonationen wirft ihn gegen das Armaturenbrett, und der helle Schein blendet ihn für einen Augenblick. Der SUV aber fährt weiter. Hinter ihm verglühen Hunderte von Kadavern. Sie scheinen sich geradezu in Luft aufzulösen, und eine Kette von Feuerkugeln steigt in den Himmel. Philip schlingert und keucht atemlos. Die

Stoßwelle ergreift den Wagen, und ein magnesiumweißer Blitz lässt den Rückspiegel scheinbar in Flammen aufgehen.

Jetzt weiß er, dass er nur noch Bruchteile von Sekunden hat, um sich in Sicherheit zu bringen. Er reißt am Lenkrad.

Der SUV schlittert seitlich im Schlamm. Die Herde Zombies hat er weit hinter sich gelassen. Philip schießt viel zu schnell in die Kurve, sodass der Wagen zu kippen beginnt. Die Seite trifft hart auf den Boden; der Aufprall lässt Philips Zähne zersplittern, und ein heftiger Schmerz durchfährt seine Rippen. Er rollt sich zusammen, als die dritte und letzte Reihe von Explosionen der flüchtigen Gase die Welt um ihn herum erbeben lässt.

Martinez duckt sich instinktiv auf der Feuerleiter über der chemischen Reinigung am anderen Ende der Stadt. Die Detonationswelle lässt die Schaufenster erzittern, und einige geben dem Druck nach und laute Implosionsknalle von sich. Die wenigen Zombies, die sich noch in der Stadt befinden, werden wie Kegel umgeworfen. Martinez hält sich die Hand über die Augen, um sie vor der Hitze zu schützen.

In der Ferne schnellte eine Feuerkugel von der Größe eines Hauses gen Himmel.

Martinez kriecht in eine Ecke und blinzelt zu dem lodernden Mahlstrom hinauf. Unter ihm steigt eine Krone schwarzen Rauchs auf, um sich dann mit dem donnernden Getöse eines Güterzugs pilzförmig auszubreiten. Der Radioturm löst sich in eine weiß brennende Säule auf.

Martinez ist von dem Anblick wie gebannt.

Aus dieser Entfernung sieht es aus, als ob Schutt und Asche aus dem Himmel regneten. Die Funken und lichterlohen Trümmer breiten sich in alle Himmelsrichtungen aus, ehe sie wie ein schwelender Wasserfall kaskadenförmig gen Erdboden krachen. Martinez begreift mit einer Mischung aus Entzücken und Brechreiz, dass die Trümmer in Wahrheit aus Körperteilen bestehen.

Die Explosion ist in wenigen Sekunden vorbei, aber das grelle Licht und der Lärm der Druckwelle sind so intensiv, dass sie ihm wie ein halbe Ewigkeit vorkommen. Martinez hält sich die Hände schützend über den Kopf, als die Trümmer vom Dach herunterregnen. Autoalarmanlagen gehen an, und die Fundamente des Gebäudes scheinen nachzubeben.

Dann herrscht Ruhe, und Martinez atmet tief ein. In der Stille reckt er sein geschundenes Genick. Jetzt hört er nur noch vereinzelte Autoalarme sowie hin und wieder einen Schuss, der auf überlebende Zombies abgefeuert wird.

Nach einiger Zeit findet Martinez seine Orientierung wieder. Er liest seine M4 auf und klettert die Leiter auf die Straße hinunter. Ihm wird schwindlig, als er sich in Richtung Norden aufmacht. Ätzende Rauchschwaden hängen tief im Himmel.

Auf den Straßen herrscht relative Ruhe. Brennende Trümmer liegen hier und da herum. Einige der bewaffneten Bürger sind schon wieder auf Patrouille, und manche ziehen Leichen hinter sich her, um sie auf einen gigantischen Scheiterhaufen neben dem Gerichtsgebäude zu legen. Andere erledigen auch noch die letzten umherirrenden Untoten mit einfachen Kopfschüssen.

Martinez läuft weiter nördlich, hin zu der verlassenen Baustelle. Er sieht, wie sich einige

Einwohner bereits am Verteidigungswall versammeln, und hört, wie ein Bulldozer angeworfen wird. Sie müssen die Barrikade zügig wieder flicken, denn die Explosionen werden sicherlich weitere Beißer in der Umgebung angezogen haben.

Am Ende der Hauptstraße biegt er ab und sieht eine zerlumppte Gestalt, die sich aus einer Rauchwolke hinter dem Verteidigungswall schleppt.

Sie hinkt mit einer Pistole Kaliber .45 in der Hand auf Martinez zu, und je näher sie kommt, desto bekannter kommt sie ihm vor. Ihr rabenschwarzes Haar ist voller Asche, das Gesicht komplett verrußt. Ihre Kleidung ist zerfetzt und versengt. Aber sie stapft mit wahnsinniger Besessenheit weiter – wie ein Mechaniker, der gerade einen schwierigen Job erfolgreich erledigt hat. Einige der Einwohner Woodburys sehen sie, laufen auf sie zu, klopfen ihr auf den Rücken, gratulieren ihr und bedanken sich.

Jetzt sieht sie Martinez, hustet Rauch aus ihren Lungen und bewegt sich auf ihn zu.

Martinez legt eine Hand auf die Schulter des Mannes. »Das war ... verdammt ordentlich.«

Philip Blake blickt ihn mit halbgaren Augen an. Etwas, das einem Lächeln ähnelt, erscheint auf Philips Gesicht. »Nur ein ganz normaler Arbeitstag.«

Martinez zuckt mit den Achseln. »Alles klar bei dir? Du solltest vielleicht mal beim Arzt vorbeischauen ...«

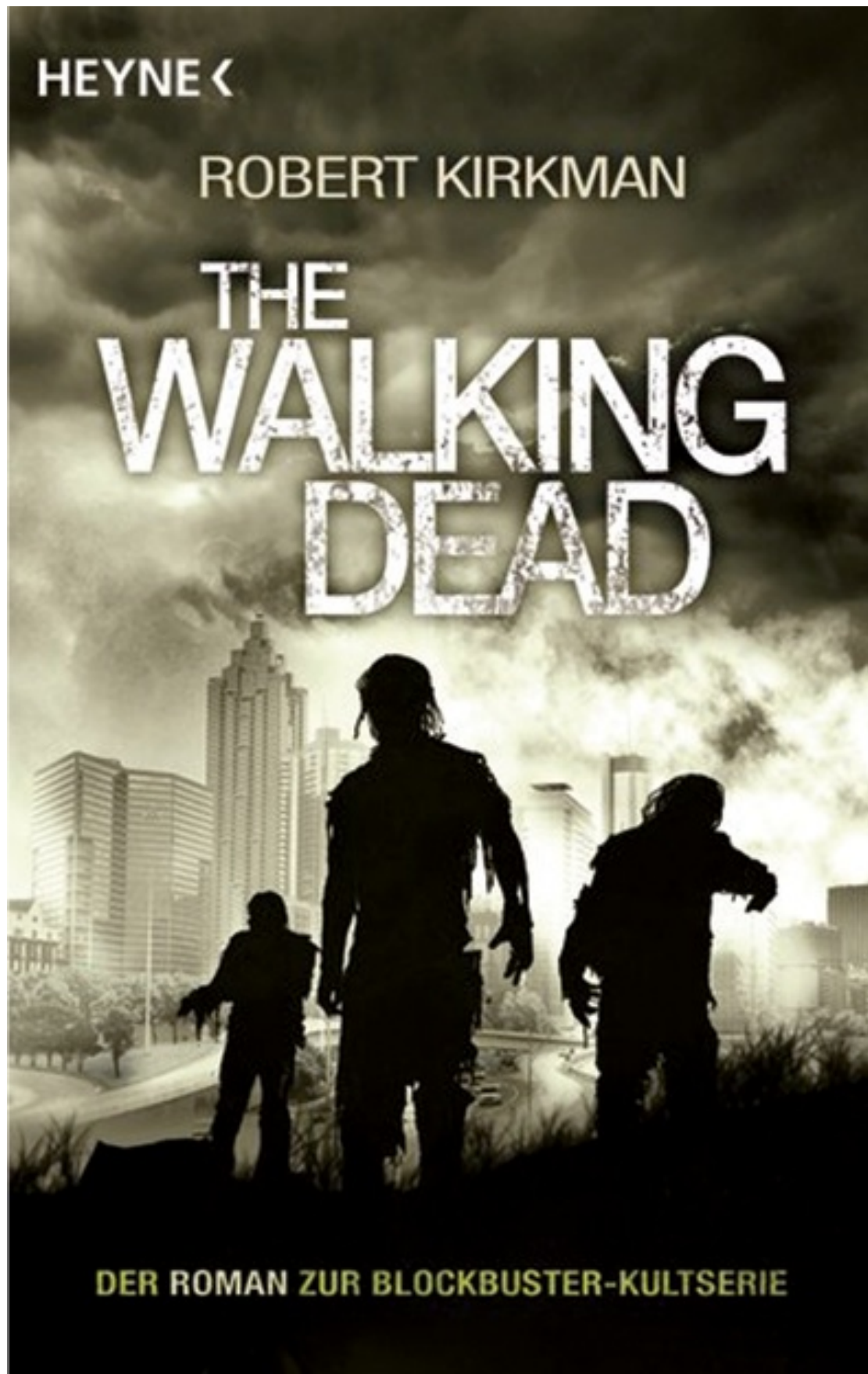
Philip reibt sich die Augen. »Ich werd's überleben.«

Martinez nickt nur stumm.

Ein überwältigendes Gefühl der Gewissheit ergreift ihn: Hier ist er, der neue Anführer der kleinen Gemeinde namens Woodbury.

ENDE

Hungrig nach noch mehr
THE WALKING DEAD?



DER ROMAN ZUR BLOCKBUSTER-KULTSERIE

Hier gibt es eine kleine Kostprobe

Brian Blake hat sich in der muffigen Dunkelheit in eine Ecke gekauert. Blankes Entsetzen schnürt ihm die Brust zu, der Schmerz lässt ihn bis ins Mark erzittern. Plötzlich stellt er sich vor, ein zweites Paar Hände zu haben. Dann könnte er sich zumindest die Ohren zuhalten, um nicht mit anhören zu müssen, wie die menschlichen Schädel zu Brei gestampft werden. Leider sind Brians zwei Hände jedoch damit beschäftigt, die Ohren des kleinen Mädchens neben ihm in der Abstellkammer zuzuhalten.

Die Siebenjährige erzittert immer wieder in seinen Armen. Sie zuckt bei jedem BUMM BUMM BADONG zusammen. Den Geräuschen folgt Stille, lediglich durchbrochen von dem klebrig klingenden Stapfen von Stiefeln auf blutigen Fliesen und einem hektisch wütenden, klingenden Flüstern aus dem Flur.

Brian fängt erneut an zu husten. Er kann nichts dafür. Seit Tagen schon kämpft er gegen diese gottverdammte Erkältung an, eine Plage, die seine Gelenke und Nebenhöhlen lahmlegt und die er nicht abschütteln kann. Jeden Herbst erkältet er sich, sobald die Tage in Georgia dunkel und düster werden. Die Feuchtigkeit dringt in seine Knochen, zehrt an seinen Kräften und raubt ihm den Atem. Inzwischen spürt er mit jedem Husten das pochende Stechen des Fiebers.

Bei jedem keuchenden Hustenanfall krümmt er sich zusammen, presst die Hände aber weiterhin auf die Ohren der kleinen Penny. Er weiß, dass seine Hustengeräusche hinter der Tür in den endlosen Gängen des Hauses bemerkt werden müssen, aber es gibt nichts, was er dagegen tun kann. Mit jedem unterdrückten Röcheln sieht er Lichtblitze vor seinen Augen – wie winzige Kometenschweife, die einem Feuerwerk gleich hinter seinen geschlossenen Lidern hin und her schießen.

Die Abstellkammer, gerade einen Meter breit, ist schwarz wie Tinte und riecht nach Mottenkugeln, Mäusedreck und altem Zedernholz. Kleidersäcke aus Plastik hängen in der Dunkelheit und streifen immer wieder Brians Gesicht. Sein jüngerer Bruder Philip hat ihm versichert, dass er in der Abstellkammer ruhig husten könne. In Wahrheit darf sich Brian hier ruhig die Lunge raushusten – das lockt die Monster aus ihren Verstecken –, doch er darf auf keinen Fall Philips Tochter anstecken. Sonst würde Philip seinen Kopf mit einem Beil bearbeiten.

Der Hustenanfall ebbt ab.

Gleich darauf wird die Stille vor der Tür erneut von schwerem Stapfen durchbrochen. Noch eine tote Kreatur, die in die Killzone tritt. Brian presst die Hände fester auf Pennys Ohren. Sie zuckt trotzdem zusammen, als erneut zu hören ist, wie ein Schädel zerquetscht wird – diesmal in d-Moll.

Falls man Brian fragen würde, wie man die Geräusche vor der Tür beschreiben könne, würde

er sich wahrscheinlich auf seine Zeit als Betreiber einer Musikalienhandlung berufen und die Schädelbrüche mit einer Percussion-Symphonie vergleichen, die direkt aus der Hölle kommt – etwa wie ein Stück von Edgar Varèse oder ein berauschendes Schlagzeugsolo von John Bonham – mit sich wiederholenden Leitmotiven und Refrains: dem schweren Atmen von Menschen ... dem schwerfälligen Schlurfen eines lebenden Toten ... der Axt, wie sie pfeifend durch die Luft schwingt ... dem Geräusch des Stahls, wie er sich in menschliches Fleisch gräbt ...

... Und schließlich das große Finale: das dumpfe Klatschen eines feuchtkalten, leblosen Körpers, der aufs glibberige Parkett aufschlägt.

Eine erneute Pause in dem grauenhaften Tohuwabohu lässt Brian bis ins Knochenmark erzittern. Die Stille legt sich erneut bleischwer auf sie. Nachdem sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, bemerkt er das Glitzern von dickflüssigem Blut, das unter dem Türspalt durchsickert. Es sieht wie Motoröl aus. Behutsam zieht er seine Nichte von der größer werdenden Lache weg und drückt sie gegen die Stiefel und Regenschirme, die an der Wand hinter ihnen stehen.

Der Saum von Pennys kleinem Jeanskleid berührt einen Moment lang das Blut. Rasch reißt er es hoch und reibt panisch an dem Fleck, als ob die rote Flüssigkeit irgendwie ansteckend sein könnte.

Ein weiterer krampfhafter Hustenanfall zwingt Brian in die Knie. Er kämpft dagegen an und schluckt mit rauem Hals. Es kommt ihm so vor, als ob er Scherben hinunterwürgen würde, während er das kleine Mädchen noch enger an sich drückt. Er weiß nicht, was er tun oder was er sagen soll. Er will seiner Nichte helfen, will ihr etwas Beruhigendes zuflüstern. Doch er kann kein besänftigendes Wort finden.

Ihr Vater würde wissen, was er jetzt sagen müsste. Philip würde es wissen. Er weiß immer, was er sagen muss. Philip Blake ist ein Mann, der stets genau das sagt, was allen anderen auch gerne eingefallen wäre. Er spricht das aus, was ausgesprochen werden muss, und tut das, was getan werden muss. So wie jetzt. Jetzt ist er da draußen mit Bobby und Nick und tut das, was getan werden muss ... Während Brian sich hier wie ein Angsthase zusammenkauert und sich den Kopf darüber zerbricht, was er seiner Nichte Beruhigendes sagen kann.

Angesichts der Tatsache, dass Brian Blake der ältere der beiden Brüder ist, scheint es merkwürdig, dass er stets der Schwächere gewesen ist. Nicht einmal einen Meter siebzig groß samt den Absätzen seiner Stiefel, wirkt er wie eine Vogelscheuche von einem Mann, der es nicht einmal schafft, seine besonders enge Jeans und das schlampige Weezer-T-Shirt auszufüllen. Ein mickriger Ziegenbart, Makramee-Armbänder und dunkle Haare wie Ichabod Crane aus Sleepy Hollow vervollständigen das Bild eines fünfunddreißigjährigen Tagträumers, der in einem Peter-Pan-Zustand stecken geblieben zu sein scheint und jetzt in der nach Mottenkugeln riechenden Abstellkammer auf die Knie sinkt.

Brian schnappt nach Luft und blickt zu Penny mit ihren weit aufgerissenen Augen. Ihr stummes, vor Entsetzen verzerrtes Gesicht leuchtet gespenstisch in der dunklen Kammer. Das Kind ist seit eh und je ein kleines, ruhiges Mädchen mit milchig weißer Haut gewesen – wie

eine Puppe aus Porzellan –, die ihrem Gesicht stets etwas Unwirkliches verliehen hat. Seit dem Tod ihrer Mutter ist sie jedoch noch mehr in sich gekehrt und noch blasser geworden, sodass sie beinahe durchsichtig wirkt. Rabenschwarze Locken hängen ihr in die übergroßen Augen.

Während der letzten drei Tage hat sie kaum ein Wort von sich gegeben. Natürlich sind das außergewöhnliche drei Tage gewesen – und traumatische Erlebnisse haben auf Kinder einen anderen Effekt als auf Erwachsene. Aber Brian macht sich Sorgen, dass Penny vielleicht in eine Art von Schockzustand verfallen könnte.

»Wird schon, Kleine«, flüstert er ihr zu und hustet leise.

Ohne aufzuschauen gibt sie etwas Unverständliches von sich; es ist wie ein Murmeln.

»Was hast du gesagt, Pen?« Brian hält sie eng an sich gedrückt, schaukelt sie sanft hin und her, bemerkt ihre Tränen und wischt sie ihr aus dem Gesicht.

Dann sagt sie es erneut, immer und immer wieder. Doch ihre Worte sind nicht an Brian gerichtet. Es ist eher wie ein Mantra oder ein Gebet. Wie eine Beschwörungsformel. »Es wird niemals wieder werden, niemals.«

»Still, Kleine.« Er hält ihren Kopf und drückt ihn eng an sein T-Shirt, spürt die feuchte Wärme ihres Gesichts auf seinem Oberkörper. Wieder hält er ihr die Ohren zu, als erneut das BADONG einer Axt auf der anderen Seite der Tür zu ihnen dringt.

Es hört sich an wie ein nasser Softball, der auf einen Baseballschläger trifft, gefolgt von einem schauerhaften, feuchten Aufschlag. Merkwürdigerweise findet Brian das am schlimmsten: dieses dumpfe, klatschende Geräusch eines Körpers, der auf die teuren Keramikfliesen trifft. Die Fliesen sind extra für dieses Haus angefertigt worden und haben kunstvolle Einlegearbeiten und aztekische Muster. Das Haus ist wunderschön ... oder ist es zumindest mal gewesen.

Dann enden die Geräusche.

Es folgt wieder die schreckliche Stille. Brian unterdrückt einen Hustenanfall. Er schließt ihn wie einen Feuerwerkskörper ein, der kurz vor dem Explodieren steht, damit er dem sich verändernden Atmen vor der Tür und den glitschigen Fußstapfen lauschen kann, wie sie durch das gerinnende Blut waten. Aber es herrscht Totenstille.

Brian spürt, wie das Kind neben ihm erstarrt. Die Kleine wappnet sich gegen eine weitere Attacke von Axthieben, aber die Stille hält an.

Nur wenige Zentimeter entfernt hören sie auf einmal einen Schlüssel in einem Schloss. Brian läuft es eiskalt den Rücken herunter. Kurz darauf wird die Tür geöffnet.

»Alles in Ordnung.« Der Bariton – von vielem Whiskeytrinken und Heiserkeit – gehört einem Mann, der jetzt in die dunkle Abstellkammer späht. Seine Augen blinzeln in der Dunkelheit, das Gesicht ist feucht vor Schweiß und gerötet von der Anstrengung der Zombie-Entsorgung. Philip Blake hält eine blutverschmierte Axt in seinen rauen Händen.

»Sicher?«, bringt Brian mühsam hervor.

Ohne seinen Bruder eines Blickes zu würdigen, konzentriert sich Philip ganz auf seine Tochter. »Alles ist in Ordnung, mein Schatz. Daddy geht es gut.«

»Bist du dir sicher?«, wiederholt Brian und fängt erneut zu husten an.

Philip schaut seinen Bruder an. »Wäre es zu viel verlangt, wenn du dir die Hand vor den Mund hältst?«

Keuchend versucht Brian es noch einmal: »Bist du dir sicher, dass du Entwarnung geben kannst?«

»Schatz?« Philip Blake klingt zärtlich und liebevoll, wenn er mit seiner Tochter spricht. Sein schwacher Südstaatenakzent kaschiert die wild lodernden Flammen der Gewalt, die noch in seinen Augen flackern. »Ihr müsst mir helfen und noch eine Minute hierbleiben. Alles klar? Du rührst dich nicht vom Fleck, bis Daddy sagt, dass du rauskommen kannst. Hast du das verstanden, mein Schatz?«

Das blasse Kind nickt kraftlos und signalisiert seinem Vater, dass es verstanden hat.

»Los, Junge«, sagt Philip und zieht seinen älteren Bruder aus der Kammer. »Ich brauche deine Hilfe beim Aufräumen.«

Brian rappelt sich auf und schlängelt sich an den Mänteln vorbei in den Gang hinaus.

Als er sich aus der Abstellkammer gekämpft hat, blinzelt er im hellen Licht des Flurs. Er starrt, hustet und starrt erneut auf den Anblick, der sich ihm bietet. Für einen Augenblick scheint es ihm, als ob der üppige Eingang des zweigeschossigen Hauses im Kolonialstil, der von extravaganten Kronleuchtern aus Kupfer erhellt ist, mitten in Renovierungsarbeiten stecken würde – und zwar durch Handwerker, die allesamt gelähmt sind. Unmengen von bräunlich violetten Flecken zieren die aquamarinfarbenen Wände. Tintenklecksförmige schwarze und karmesinrote Muster schmücken Fußleisten und Stuckarbeiten. Erst jetzt bemerkt er die leblosen Gestalten auf dem Boden.

Sechs Leichen liegen da in merkwürdig verkrampften Haltungen. Das vorangegangene Gemetzel, die fahle, blutverschmierte Haut und die zerschlagenen Schädel lassen keine Schlüsse mehr auf Alter oder Geschlecht zu. Der größte der Toten liegt in einer Lache von Blut und Erbrochenem am Fuß des großen Treppenaufgangs. Eine weitere Leiche – vielleicht die Hausherrin, vielleicht eine freundliche Gastgeberin, die Süßspeisen und Gastfreundschaft großzügig verteilte – befindet sich in einem undefinierbaren Haufen auf dem schönen, weiß gestrichenen Parkett. Eine lange Spur aus wurmig grauer Masse schlängelt sich aus ihrem gespaltenen Schädel.

Brian Blake spürt, wie es ihn würgt und sich seine Kehle zusammenschnürt.

»Okay, Gentlemen. Es gibt zu tun«, sagt Philip und meint damit seine beiden Freunde Nick und Bobby ebenso wie Brian. Aber das panische Pochen von Brians Herz übertönt die Aufforderung seines Bruders.

Ängstlich beäugt er die anderen Überreste, die im Flur und an den dunkel gefleckten Fußleisten vor dem Wohnzimmer liegen – während der vergangenen zwei Tage hat es sich Philip angewöhnt, die Opfer der Monster als »zweimal gekochtes Schweinefleisch« zu bezeichnen. Vielleicht sind es die Teenager, die hier einmal gewohnt haben, vielleicht aber auch Besucher, die sich mit der Ungastlichkeit eines infizierten Bisses konfrontiert sahen. Sämtliche Leichen sind von einem strahlenförmigen Muster aus dickflüssigem Blut umgeben. Eine von ihnen, deren zerquetschter Schädel mit dem Gesicht wie ein verschütteter Suppentopf auf

dem Boden liegt, pumpt weiterhin scharlachrote Flüssigkeit wie ein kaputter Hydrant in die Gegend. Kleine Beile stecken noch bis zum Anschlag in den Schädeln der anderen – wie Fahnen, die Entdecker triumphierend in neu bezwungene Gipfel gesteckt haben.

Brian hält sich die Hand vor den Mund, um dem, was sich da seine Speiseröhre emporarbeitet, Einhalt zu gebieten. Er spürt ein sanftes Klopfen an seiner Schädeldecke, als ob eine Motte dagegenstoßen würde. Brian blickt nach oben.

Blut tropft vom Kronleuchter über ihm herab. Ein Tropfen fällt auf seine Nase.

»Nick, warum schnappst du dir nicht eine von den Planen, über die wir vorher gestolpert sind, in ...«

Brian fällt auf die Knie, krümmt sich nach vorn und übergibt sich. Ein regelrechter Sturzbach aus bräunlich grüner Gallenflüssigkeit läuft über das Parkett und vereint sich mit den Körperflüssigkeiten der Leichen.

Tränen brennen in seinen Augen, als vier Tage der Todesangst aus ihm herausbrechen.

Philip Blake stöhnt angespannt auf. Adrenalin schießt noch immer durch seine Adern. Für einen Moment bleibt er stehen, anstatt seinem Bruder zu Hilfe zu eilen. Er legt seine blutige Axt beiseite und rollt die Augen. Es ist fast ein Wunder, dass sich in seinen Augenhöhlen noch keine Furchen gebildet haben, so oft musste er über die Jahre wegen seines Bruders die Augen rollen. Was kann er sonst tun? Der arme Hund gehört zur Familie, und Familie ist nun mal Familie ... Insbesondere in so freakigen Zeiten wie diesen.

Natürlich besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Brüdern, dagegen kann auch Philip nichts machen. Groß gewachsen, schlaksig und mit den geschmeidigen Muskeln eines Handwerkers, hat Philip Blake die gleichen markanten Züge wie sein Bruder, die gleichen dunklen mandelförmigen Augen und das gleiche pechschwarze Haar, das sie von ihrer mexikanischstämmigen Mutter geerbt haben. Mama Roses Mädchenname lautete Garcia. Ihre Züge spiegeln sich deutlicher in den Gesichtern der Brüder wider als die des Vaters, eines großen, raubeinigen Alkoholikers irisch-schottischer Herkunft namens Ed Blake. Philip, der drei Jahre jünger als Brian ist, hat zumindest dessen Muskeln geerbt.

In seinen ausgewaschenen Jeans, den Arbeitsstiefeln, dem Flanellhemd, seinem Fu-Manchu-Schnauzbart und den Tätowierungen im Stil eines Bikers bewegt er seinen eins achtzig großen Körper endlich auf seinen Bruder zu. Er ist drauf und dran, ihn mal wieder anzufahren, als er plötzlich innehält. Denn er hört etwas, was ihm ganz und gar nicht gefällt – und zwar aus Richtung der Abstellkammer.

Bobby Marsh, ein früherer Schulkamerad Philips, steht am Fuß der Treppe neben der Kammer und wischt die Axt an seiner Jeans in der Größe XXL ab. Er ist ein beleibter Zweiunddreißigjähriger, der sein Studium hingeworfen hat. Mit seinen fettigen, zurückgebundenen Haaren wirkt er zwar nicht richtig dick, aber er ist auf jeden Fall übergewichtig – genau der Typ, den seine ehemaligen Burke-County-Kommilitonen gerne einen Butterball nannten. Jetzt lacht er nervös und gereizt, als er Brian beim Übergeben zusieht. Dem Lachen fehlt jedoch die echte Freude, es klingt hohl und schrill. Das Kichern ist zu einer dummen Angewohnheit geworden, die Bobby nicht mehr abschütteln kann.

Dieser nervöse Tick fing vor drei Tagen an, als einer der ersten Untoten aus einer Tankstelle in der Nähe des Augusta-Flughafens stolperte. Der Mechaniker trug eine blutbesudelte Latzhose und schlurfte aus seinem Versteck. Er zog eine Rolle Toilettenpapier hinter sich her und hatte sich im Handumdrehen Bobbys dicken Stiernacken vorgenommen, ehe Philip sich eingemischt und das Wesen mit einer Brechstange mehr oder weniger zu Brei geschlagen hatte.

Die spätere Entdeckung jenes Tages – dass ein gezielter Schlag auf den Kopf vollauf reicht, die Ungeheuer außer Gefecht zu setzen – veranlasste Bobby zu einem heftigen Kichieranfall, was eine nervöse Abwehrreaktion vermuten ließ. Zwischen dem Gelächter stammelte er immer wieder: »Muss was im Wasser sein, Mann ... Wie bei der Pest.« Aber Philip war schon damals nicht sonderlich an den Gründen für diese Katastrophe interessiert – inzwischen noch viel weniger.

»He!«, ruft Philip seinem Freund zu. »Findest du das etwa lustig?«

Bobby hört auf der Stelle mit dem Kichern auf.

Von der gegenüberliegenden Wand aus neben einem Fenster, das einen Blick auf den nachtdunklen großen Innenhof gewährt, beobachtet ein vierter Mann unruhig das Geschehen. Nick Parsons, ein weiterer Freund aus Philips missratener Kindheit, ist ein kompakter, schlanker Typ um die dreißig mit einem jugendhaften Auftreten und einer Frisur, mit der er in die Marine gepasst hätte. Er wirkt wie eine Sportskanone. Als der einzig Religiöse der Gruppe hat Nick länger als alle anderen gebraucht, sich an die Idee zu gewöhnen, Kreaturen abzuschlachten, die einmal Menschen gewesen waren. Jetzt sind seine Kakihose und Turnschuhe blutbesudelt, und seine Augen sind starr vor Schock, während er Philip nachsieht, wie dieser auf Bobby zugeht.

»Tut mir leid, Mann«, stammelt Bobby.

»Meine Tochter ist da drin und hat Todesangst«, knurrt Philip, hält wenige Zentimeter vor Bobby an und starrt ihm in die Augen. Diese explosive Mischung aus Zorn, Panik und Schmerz kann Philip Blake in Sekundenschnelle die Kontrolle verlieren lassen.

Bobby starrt auf den blutigen Fußboden. »Tut mir leid, tut mir wirklich leid.«

»Hol die Plane, Bobby.«

Keine zwei Meter entfernt kauert Brian Blake noch immer auf Händen und Knien und würgt die letzten Reste heraus, bis nichts mehr übrig ist.

Philip tritt zu seinem älteren Bruder und kniet sich neben ihn. »Raus damit.«

»Ich ... Oh ...«, krächzt Brian und zieht den Rotz hoch, während er krampfhaft versucht, einen klaren Gedanken zu fassen.

Philip legt seine große, schmutzig schwielige Hand auf die Schultern seines Bruders. »He, mach dir nichts daraus, Bruderherz ... Nur immer raus damit.«

»Es tut mir ... mir so l-leid.«

»Ist nicht wichtig.«

Brian fängt sich allmählich und wischt sich den Mund mit dem Handrücken ab. »Glaubst du, du hast sie alle erwischt?«

»Ja.«

»Sicher?«

»Klar.«

»Hast du das ... das ganze Haus durchsucht? Auch den Keller und so?«

»Yes, Sir. Sämtliche Räume. Selbst auf dem Speicher haben wir nachgeschaut. Der letzte Zombie hat sich aus seinem Versteck gewagt, als er deinen verdammten Husten gehört hat. Der ist ja auch laut genug, um Tote zu wecken. Es war ein junges Mädchen, das anscheinend Appetit auf Bobbys Doppelkinn hatte.«

Brian schluckt. Sein entzündeter Hals kratzt und tut weh. »Diese Leute ... Sie ... Sie haben hier gelebt.«

Philip seufzt. »Jetzt nicht mehr.«

Brian schafft es, sich einmal kurz umzublicken, ehe er zu seinem Bruder aufsieht. Sein Gesicht ist tränenfeucht. »Aber das war ... Es war eine Familie.«

Philip nickt schweigend. Am liebsten würde er seinen Bruder an den Schultern packen und schütteln: Na und? Aber stattdessen nickt er erneut. Er denkt weder an die untote Familie, die er gerade ins Jenseits befördert hat, noch an die emotionalen Folgen des furchtbaren Gemetzels, das er während der letzten drei Tage angerichtet hat – das Abschlachten von Menschen, die einmal Mütter, Briefträger, Tankstellenwarte gewesen waren. Gestern noch gab Brian irgendeinen Bockmist zu Moral und Ethik angesichts dieser Situation von sich. Er meinte, moralisch gesehen dürfe man nicht töten, und zwar niemals. Aus ethischer Sicht jedoch – und das sei ein großer Unterschied – könne man das Töten zur Selbsterhaltung durchaus rechtfertigen. Philip hält das Ganze allerdings gar nicht für Töten. Schließlich kann man etwas nicht umbringen, das bereits umgebracht wurde. Man macht vielmehr kurzen Prozess damit, wie man es mit einem Insekt tut. Auf jeden Fall darf man nicht so viel nachdenken!

Tatsächlich denkt Philip im Augenblick so gut wie gar nicht nach – nicht einmal darüber, was seine kleine bunt zusammengewürfelte Truppe als Nächstes machen soll, obwohl das höchstwahrscheinlich allein seine Entscheidung sein wird – schließlich ist er der inoffizielle Anführer dieses Haufens, und je früher er sich damit abfindet, desto besser. Für den Augenblick konzentriert sich Philip Blake jedoch nur auf eines: Seitdem dieser Albtraum vor weniger als zweiundsiebzig Stunden angefangen hat und Menschen ganz einfach zu Monstern werden – aus bisher unerfindlichen Gründen –, gibt es für Philip Blake kein anderes Ziel mehr, als seine Tochter Penny in Sicherheit zu bringen. Deswegen ist er auch so schnell es ging vor zwei Tagen aus seiner Heimatstadt Waynesboro geflüchtet.

Die Gegend, ein Farmerstädtchen am östlichen Rand von Georgia, war im Handumdrehen zur Hölle gefahren, als die Menschen dort zuerst starben, dann aber plötzlich wieder vor den Lebenden standen. Es war jedoch vor allem Pennys Wohlbefinden gewesen, was Philip dazu gebracht hatte, von dort zu verschwinden. Und wegen Penny hatte er sich auch an seine alten Schulkameraden gewandt. Wegen Penny waren sie nach Atlanta gefahren. Dort sollten nämlich den Nachrichten im Fernsehen zufolge Flüchtlingslager aufgebaut werden. Alles nur

wegen Penny. Sie ist das Einzige, was Philip noch geblieben ist. Sie ist es, die ihn noch aufrecht erhält – der einzige Trost für seine geschundene Seele.

Lange, ehe diese unerklärliche Epidemie über das Land hereingebrochen ist, schreckte ihn eine Leere in seinem Herz jeden Morgen um drei Uhr aus dem Schlaf. Genau um drei Uhr morgens verlor er seine Frau. Kaum zu glauben, dass es schon vier Jahre her ist. Das Ganze geschah auf einem regennassen Highway südlich von Athens. Sarah hatte eine Freundin an der Universität von Georgia besucht und etwas Alkohol getrunken, ehe sie auf der kurvigen Straße in Wilkes County die Kontrolle über das Auto verlor.

Von jenem Moment an, als er die Leiche identifiziert hatte, wusste Philip, dass sich sein Leben grundlegend geändert hatte. Er hatte keine Probleme damit, das zu tun, was getan werden musste: Er nahm einen zweiten Job an, um Penny alles geben zu können wie zuvor. Dennoch würde es nie mehr so sein wie zuvor. Vielleicht ist das der Grund für all das, was jetzt passierte. Ein kleiner Scherz von Gott. Wenn Heuschreckenplagen über das Land kommen und Blut die Flüsse rot färbt, nimmt der Mann, der am meisten zu verlieren hat, das Ruder in die Hand.

»Ist doch egal, wer sie einmal waren«, sagt Philip schließlich. »Oder was sie einmal gewesen sind.«

»Hm ... Vielleicht hast du recht.« Mittlerweile hat sich Brian wieder etwas besser im Griff. Er sitzt mit überkreuzten Beinen auf dem Boden und atmet tief ein und aus. Er wirft einen Blick auf Bobby und Nick, die jetzt eine große Plane ausrollen und Müllsäcke bereitlegen. Dann schleppen sie die triefenden Leichen auf die Plane.

»Das Einzige, was jetzt zählt, ist Aufräumen«, gibt Philip zu bedenken. »Wir können heute Nacht hierbleiben. Und wenn wir morgen früh Benzin auftreiben, fahren wir bis nach Atlanta weiter.«

»Das macht keinen Sinn«, murmelt Brian und starrt auf die Leichen.

»Was soll das heißen?«

»Schau sie dir doch an.«

»Was?« Philip wirft einen Blick über die Schulter auf die grausigen Überreste. Nick und Bobby sind gerade dabei, die Frau in die Plane einzupacken. »Was soll sein?«

»Das ist eine Familie.«

»Na und?«

Brian fängt wieder zu husten an und hält sich dann den Ärmel vor den Mund, um ihn daran abzuwischen. »Was ich damit sagen will ... Wir haben eine Mutter, einen Vater und vier Kinder im Teenageralter ... Fällt dir nichts auf?«

»Nein. Was soll mir auffallen?«

Brian blickt zu Philip hoch. »Wie kann so etwas passieren? Sind sie etwa alle auf einmal ... Oder ist einer von ihnen gebissen worden und hat sich dann auf die anderen Familienmitglieder gestürzt?«

Philip überlegt einen Moment. Schließlich denkt auch er in stillen Momenten durchaus darüber nach, was vor sich geht und wie dieser Wahnsinn überhaupt angefangen hat. Doch

dann langweilt ihn das Denken, und er meint: »Los, steh auf und fang endlich an, uns zu helfen.«

Es dauert eine Stunde, bis sie alles halbwegs aufgeräumt haben. Penny wartet die ganze Zeit über in der Abstellkammer. Philip bringt ihr zwei Kuscheltiere aus einem der Kinderzimmer und verspricht ihr, dass sie bestimmt bald herauskommen darf. Brian wischt das Blut auf und kämpft dabei immer wieder gegen seine Hustenanfälle an, während die anderen drei verpackte Leichen – zwei große und vier kleinere – aus der hinteren Schiebetür auf die Zedernholzveranda schleppen.

Es ist Ende September, und der klare Nachthimmel wirkt eisig wie ein schwarzer Ozean. Unzählige Sterne schimmern auf sie herab und scheinen sie mit ihrem teilnahmslosen und doch fröhlichen Funkeln zu verspotten. Der Atem der drei Männer steigt weiß in der Dunkelheit auf, als sie die Bündel über die mit gefrorenem Tau bedeckten Holzplanken zerren. An ihren Gürteln hängen Pickel, und Philip hat sich eine Pistole hinten in den Hosenbund gesteckt – eine alte Ruger mit einem Zweiundzwanziger-Kaliber, vor vielen Jahren auf einem Flohmarkt erstanden. Er hat nicht vor, die Waffe zu benutzen, denn er will die Untoten nicht durch Schüsse auf sie aufmerksam machen. Der Wind trägt das verräterische Schlurfen der furchtbaren Wesen an ihre Ohren – wirres Gemurmel und schlurfende Schritte. Sie dringen aus der Dunkelheit zu ihnen herüber – wahrscheinlich aus dem Hinterhof eines der Nachbarhäuser.

Dieser Frühherbst ist ungewöhnlich kühl für Georgia. Heute Nacht soll das Thermometer bis null Grad und tiefer fallen. Zumindest verkündete das der örtliche Rundfunksender, ehe er sich mit einem lauten Rauschen verabschiedete. Bis jetzt konnten sich Philip und seine Leute per TV, Radio und das Internet über Brians Blackberry auf dem Laufenden halten.

Inmitten des Chaos versicherten sämtliche Nachrichtensender ihrem Publikum, dass alles nach Plan laufe. Die Regierung habe alles unter Kontrolle, und diese oder jene kleine Hürde würde innerhalb weniger Stunden überwunden sein. Auf fest zugeordneten Frequenzen gab der Zivilschutz regelmäßige Warnungen aus: Man solle das Haus nicht verlassen und wenig besiedelte Gegenden meiden. Außerdem solle man die Hände waschen, nur Wasser aus Flaschen trinken und so weiter und so fort.

Natürlich hat niemand auch nur einen blassen Schimmer. Das Schlimmste ist, dass immer mehr Fernseh- und Rundfunksender ausfallen. Zum Glück gibt es an Tankstellen noch Benzin, Lebensmittelläden verkaufen noch etwas zu essen, und das Stromnetz und die Ampeln funktionieren auch noch genauso wie Polizei und sonstige Infrastruktur, an deren dünnen Fäden die Zivilisation hängt.

Philip macht sich jedoch Sorgen, dass ein Stromausfall verheerende Folgen haben könnte.

»Ich schlage vor, wir werfen sie in den Müllcontainer hinter der Garage«, flüstert er kaum hörbar und zerrt zwei Plastikbündel den Holzzaun entlang in Richtung der riesigen Garage. Er will alles so rasch und so leise wie möglich hinter sich bringen. Sie dürfen bloß keine Zombies auf sich aufmerksam machen. Kein Feuer, keine lauten Geräusche und vor allem keine Schüsse, wenn es nur irgendwie geht.

Hinter dem zwei Meter hohen Zaun aus Zedernholz befindet sich ein schmaler Kiesweg, der zu den großen Garagen hinter den Höfen führt. Nick schleppt eine Leiche bis zum hohen Hoftor, einer soliden Konstruktion aus Planken mit einem geschmiedeten Griff. Er lässt den Sack fallen und öffnet.

Hinter dem Zaun wartet eine weitere Leiche auf ihn – diesmal aufrecht stehend.

»VERDAMMT! ALLE MANN AUFPASSEN!«, ruft Bobby Marsh warnend.

»Halt deinen Mund!«, zischt Philip ihn an und reißt sich den Pickel vom Gürtel, während er auf das Gartentor zusprintet.

Nick zuckt zurück.

Der Zombie wirft sich mit aufgerissenem Kiefer auf ihn, bereit zuzubeißen. Nur um wenige Zentimeter verfehlt er Nicks Brust. Das Geräusch der in der Luft zusammenschnappenden gelben Zähne ähnelt dem Klacken von Kastagnetten. Im Mondlicht kann Nick deutlich erkennen, dass er es mit einem Mann zu tun hat, der einen zerrissenen Izod-Pullover, eine Golfhose und dazu passende teure Schuhe trägt. In seinen milchigen Augen spiegelt sich fahl das Sternenlicht wider: Das war mal ein Großvater.

Nick erhascht noch einen Blick auf das Monster, bevor er rückwärtstaumelnd mit dem Hintern auf dem üppig wachsenden Kentucky Bluegrass landet. Der tote Golfer wankt durch den Spalt im Tor auf den Rasen, als ein fliegendes, rostiges Stück Metall im Mondlicht aufblitzt.

Philips Pickel gräbt sich tief in den Kopf des Untoten und spaltet die Schädeldecke des Alten, ehe er die dichten, fasrigen Membranen der harten Hirnhaut durchdringt und sich in die gallertartige Masse seines Scheitellappens gräbt. Es hört sich so an, als ob man Stangensellerie zerbricht. Eine bräunliche Flüssigkeit spritzt hervor. Die insektenhafte Entschlossenheit im Gesicht des Alten ist plötzlich verschwunden und verwandelt sich in ein verblüfftes Staunen.

Der Zombie sackt in sich zusammen.

Philip reißt an dem Pickel, der tief im Schädel steckt. Er versucht es noch einmal, aber die Spitze hat sich verhakt. »Schließ das gottverdammte Tor! Sofort! Aber sei bloß leise«, faucht Philip panisch flüsternd, ehe er mit der Stahlkappe an seinem linken Arbeitsstiefel heftig auf den bereits zerstörten Schädel des Leichnams tritt.

Die beiden anderen Männer bewegen sich, als ob sie synchron miteinander tanzen würden: Bobby lässt rasch sein Leichenbündel fallen und eilt zum Gartentor, während Nick sich aufrappelt, um dann vor Entsetzen rückwärtszustolpern. Bobby schiebt den Riegel ins Schloss. Das metallene Geräusch hallt über die düster daliegenden Rasenflächen der angrenzenden Gärten.

In der Zwischenzeit schafft es Philip, den Pickel aus dem störrischen Schädel des Zombies zu ziehen. Es hört sich wie ein schmatzender Kuss an. Einen Moment lang steigt Panik in ihm auf. Dennoch wendet er sich wieder der toten Familie in den Planen und Säcken zu, um sie endlich zu entsorgen, als ihm ein merkwürdiges Geräusch an seine Ohren dringt. Es kommt vom Haus.

Ruckartig blickt er auf. Licht dringt aus den Fenstern des Hauses.

Brians Silhouette zeigt sich hinter der gläsernen Schiebetür. Er klopft an die Scheibe und winkt Philip und die beiden anderen hektisch zu sich. Die Angst steht ihm im Gesicht

geschrieben. Das hat nichts mit dem toten Golfer zu tun – so viel ist Philip klar. Im Haus stimmt etwas nicht.

Gütiger Himmel, bitte lass Penny unversehrt sein!

Philip lässt den Pickel fallen und überquert mit großen Schritten den Rasen.

»Und was ist mit den Leichen?«, ruft Bobby Marsh.

»Lass sie liegen«, erwidert Philip, während er die Stufen zur Veranda hinaufrennt.

Brian schaut ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Ich muss dir was zeigen, Mann.«

»Was ist los? Wie geht es Penny? Ist sie okay?« Atemlos stürzt Philip ins Haus. Bobby und Nick eilen zur Veranda und drängen sich hinter ihm hinein.

»Penny geht es gut«, erwidert Brian. Er hat ein gerahmtes Foto in der Hand. »Wirklich, ihr geht es gut. Es macht ihr nichts aus, noch länger in der Abstellkammer zu warten.«

»Mein Gott, Brian, was zum Teufel soll das dann?« Philip holt tief Luft und ballt die Hände zu Fäusten.

»Ich muss dir was zeigen. Wollen wir hier heute Nacht wirklich bleiben?« Brian dreht sich zur Schiebetür. »Sieh dir das an. Die Familie ist doch da drinnen gestorben, nicht wahr? Alle sechs.«

Philip wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Nun spuck es schon aus, Mann.«

»Pass auf. Irgendwie sind sie alle gleichzeitig infiziert worden, die ganze Familie. Oder – so scheint es doch, nicht wahr?« Brian hustet einen Moment lang und zeigt dann auf die sechs Bündel in der Nähe der Garage. »Da draußen auf dem Gras liegen sechs Leichen. Mutter, Vater und vier Kinder.«

»Was soll das?«

Brian hält das Foto hoch. Ein Familienfoto aus besseren Tagen. Alle lächeln etwas verlegen und tragen offenbar ihre schönsten Kleider. »Das habe ich auf dem Klavier gefunden«, erklärt Brian.

»Na und?«

Brian zeigt auf das jüngste Kind auf dem Foto. Ein etwa elf- oder zwölfjähriger Junge in einem marineblauen Anzug mit blonden Haaren und einem schüchternen Lächeln.

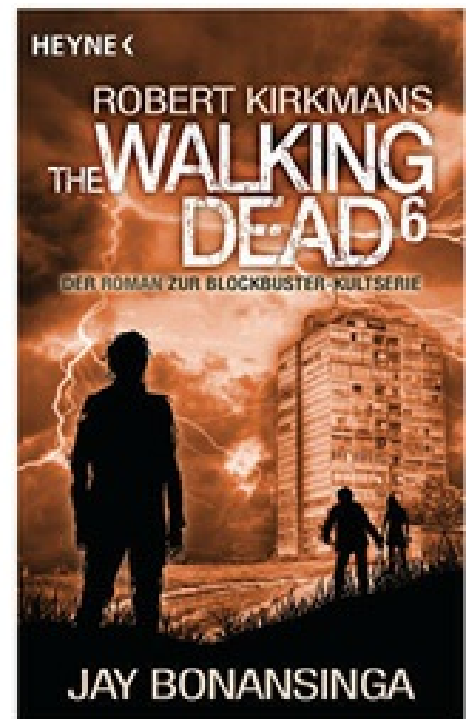
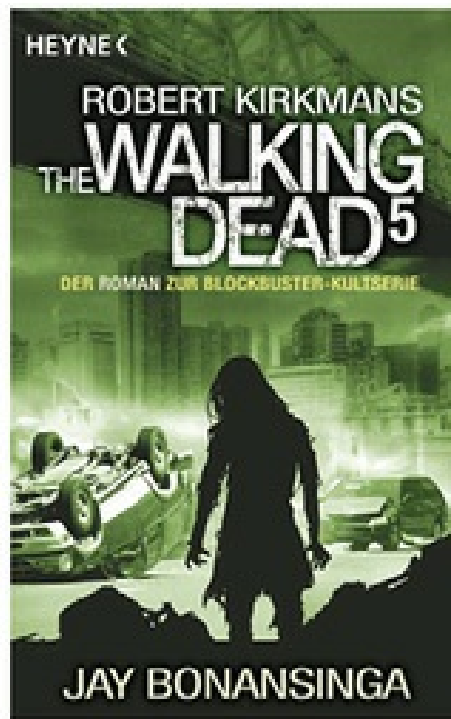
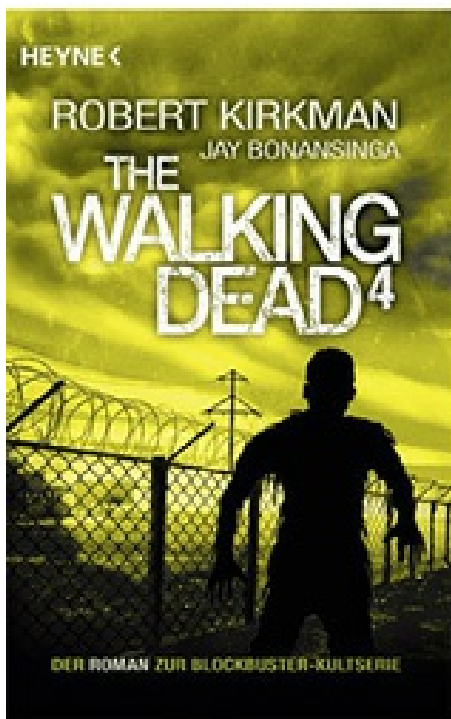
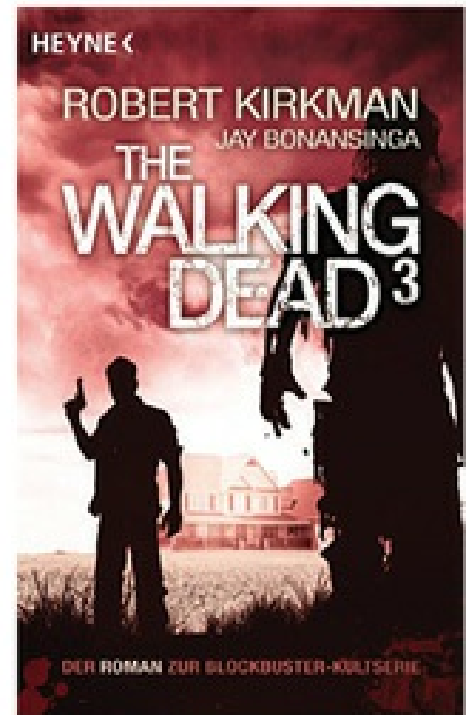
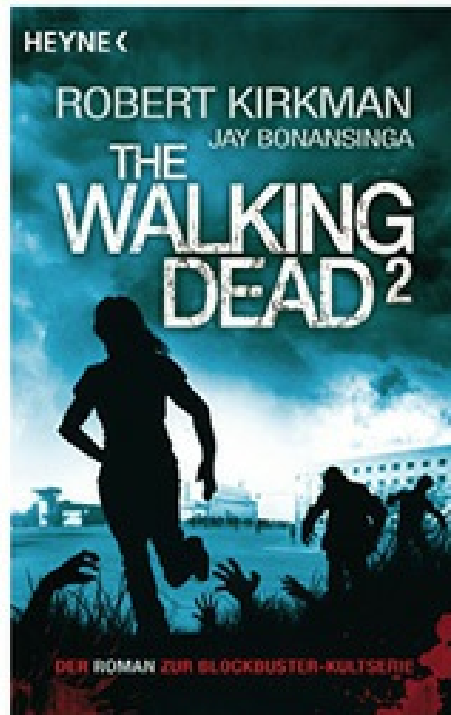
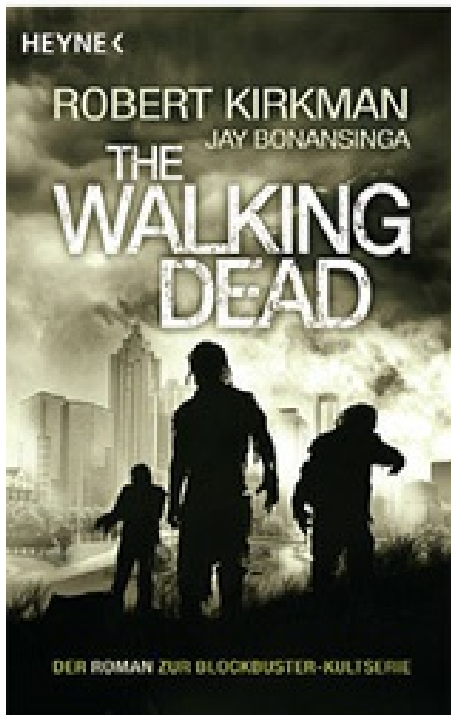
Brian blickt seinen Bruder an. »Da sind sieben Leute auf dem Foto.«

Lesen Sie weiter in:

Robert Kirkman, Jay Bonansinga
THE WALKING DEAD

Robert Kirkman's

The Walking Dead



Alle Romane zur TV-Blockbuster-Serie
im Wilhelm Heyne Verlag
Aktuelle Infos zu den Romanen und der TV-Serie auf

diezukunft.de

